

Schwellenerfahrungen Albert Steffens Gedanken zu seiner Biographie

Heinz Matile

Wir stehen heute vor einem eigenartigen Phänomen: Je stärker sich die Ansicht verbreitet, die menschliche Existenz beschränke sich auf die Zeit zwischen Geburt und Tod, desto mehr begegnen wir bei anderen Menschen dem Bedürfnis, mit Verstorbenen über die Todesschwelle hinüber Kontakt aufzunehmen und sie auch nach dem Tode zu begleiten und mit dem eigenen Leben und Erleben zu verbinden.

Für Albert Steffen waren Schwellenerfahrungen und das Leben mit Verstorbenen zentrale Motive in Leben und Werk. Es war ihm schon seit frühen Jahren selbstverständlich, Verstorbene in seine Gedanken und Meditationen, wie auch in sein Tun und Schaffen miteinzubeziehen. Wenn wir unsere Aufmerksamkeit von dieser Seite auf Leben und Werk Steffens richten, werden wir deshalb seiner Individualität in besonderer Weise nahekommen. Einige biographische Motive, die zwar bekannt sind, in diesem Zusammenhang aber in neuer Weise gesehen werden können, seien dazu in Erinnerung gerufen.

Als Kind eines Landarztes wurde Steffen schon in früher Jugend mit dem Tod konfrontiert. Im stark autobiographisch bestimmten Roman «Aus Georg Archibalds Lebenslauf und nachgelassenen Schriften» schreibt er dazu:

«Georg nahte der Tod noch wesenhafter als anderen Kindern. Das war schon deshalb, weil er in einem Ärztehaus aufwuchs. Aber er wehrte sich dagegen und hütete sich, in die Geheimnisse einzudringen, die seinen Vater umgaben. Dieser sprach weder über seinen Beruf noch seine Patienten, bis er eines Tages seinem Sohne erklärte, daß er sein Nachfolger werden und einst seine Praxis übernehmen müsse.»¹

Unmittelbar betroffen wurde er dagegen im Alter von fünf Jahren durch den Tod seines ältesten, 1882 geborenen Bruders Fritz, über den er im Rückblick am 18. September 1911 ins Tagebuch schreibt:

«Wer möchte nicht helfen, wenn er einen Kranken gesehen hat? In wem wird nicht die Sehnsucht wach, die Welt von ihren Leiden zu befreien? Ohne solche Sehnsucht aber wird nie Grosses geschehen.

Ich hatte einen kleinen Bruder, der einige Jahre alter war als ich, einige Monate krank war und im siebenten Jahre starb. Ich weiss heute noch, wie in den Eltern alle Liebe, das Tiefste wach wurde, wenn sie an ihn dachten. Sie hatten sinnetwegen so viel liebende Empfindungen, so viel Sanftheit ausgeströmt, dass ihr ganzes späteres Leben davon gefärbt wurde. Wie sie ihn denn auch niemals vergessen haben. Sollte er nur auf die Erde gekommen sein, um diese Tiefen in einigen Menschen offenbar zu machen? Er lebte einige Jahre bei uns, jedem Blümchen, jedem Märchen das heiterste, sanfteste Interesse entgegenbringend, und ging dann wiederum fort. Noch sehe ich sein freundliches, durchscheinend blasses Totengesicht.»

Direkt betroffen wurde er schliesslich durch ein Erlebnis, das er am selben Tag wie die

¹ Dornach 1950, S. 37f.

eben zitierte Stelle im Tagebuch festgehalten und später in die Romane «Die Erneuerung des Bundes»² und «Aus Georg Archibalds Lebenslauf und nachgelassenen Schriften»³ eingearbeitet hat. In letzterem heisst es dazu:

«Das Böse trat ihm von klein an entgegen. Die Hunde, die er streichelte, schnappten nach ihm. Sie waren aus irgend einem Grunde wütend auf den Buben, der so gern mit ihnen gespielt hätte. Sein Erzfeind war Medor der Stellschuh des Försters. Am Tage, da der Knabe zum ersten Male aus der Schule heimkam, sprang das riesige Tier an ihm empor, legte die Tatzen auf seine beiden Schultern und biß ihn in die rechte Wange, so daß ein dreieckiger Lappen herunterhing. Als die Wunde geheilt war, blieb ein M als Narbe zurück.»

Gemäß Tagebuch spielte sich dieses Geschehnis um die Zeit des 7. Geburtstages ab: «Ich war mehrere Monate krank und einige Zeit sogar dem Tode nahe, da ich eine Lysolvergiftung bekam.» Gleichzeitig bildete sich eine Art von Gegengewicht:

«In jener Zeit wurden mir Bilder aus dem Leben Jesu gekauft, die einen seltsamen Eindruck auf mich machten. Es waren die ersten Bilder, auf denen edle Menschen, Männer und Frauen abgebildet waren und ich weiß noch, daß ich wochenlang nichts anders als diese edlen Formen, diese wunderbaren Farben empfinden konnte.»⁴

Und Steffen fügt bei:

«Es sprachen zum ersten Mal innere Wirklichkeiten zu ihm, und es nahm sie mit der untrüglichen Empfindung des Kindes auf. So wie ich damals in meinem siebenten Jahr ganz plötzlich, nachdem ich bald in eine tiefe Weltennacht versunken war, diesen neuen Glanz in mich aufnahm wie ein Aufgehen der Sonne, wie den Beginn eines neuen Geschehens, als etwas Neues, als etwas, das mir das Sonnigste, das Süsseste, das Lebenerfüllendste war, so hatten einst ganze nördliche Völker das Christentum eingesogen. Wenn ich damals, so nah am Tode, dies Leben nicht aufgenommen hätte, wäre ich da vielleicht nicht ganz versunken in den Tod? Welcher Mensch brachte mir die Bilder? Ich weiß es nicht. Aber ich will ihm dankbar sein. Ich will dankbar sein demjenigen, den die Bilder selbst darstellten.

In einem solchen innerlichen Leben befand ich mich einige Monate. Ich empfand da nicht nur alle die hohen Gefühle, die von jenen Gestalten ausgingen, ich empfand die Gefühle einer liebenden Mutter [...]. Und empfand die des Grossvaters, der täglich an mein Bett kam. Auch die von anderen Menschen, unter denen sich wirklich edle Menschen befanden. Und ich wurde so beschenkt wie ich nie beschenkt worden wäre ohne diese Krankheit.»

Jahre später in Berlin, im November 1906, also kurz vor seinem 22. Geburtstag, hatte Albert Steffen ein für sein Leben noch entscheidenderes Erlebnis, das er 1920, also 14 Jahre nach dem Berliner Geschehen, im Drama «Das Viergetier» gestaltete.⁵ Im Kapitel «Summarische Rückschau» in «Die Mission der Poesie»⁶ schreibt er dazu folgendes:

«Wenn ich auf mein Leben zurückschaue, geht mir immer deutlicher auf, wie sich in den

² 4. Aufl. Dornach 1950, S. 187f.

³ Dornach 1950, S. 38f.

⁴ Tagebuch 18. September 1911.

⁵ Das Viergetier. Drama. 2. Aufl. 1959.

⁶ Dornach 1962, S. 24f.

verschiedenen Stadien meiner Entwicklung das Übersinnliche immer anders ausgewirkt hat.

Die Schockerlebnisse der Selbsterkenntnis um das zwanzigste Lebensjahr herum hatten etwas Überwältigendes gehabt. Es waren Nichtigkeitserfahrungen, die an die Schwelle des Todes führten. Es handelte sich damals um die geistige Existenz, und zwar sowohl die eigene als die meiner Freunde: Bin ich und bist du verloren? Das war eine herzbedrängende Sorge. Es galt ja, nicht nur sich, sondern auch seinen Nächsten vor den zerstörenden Mächten in sich selber zu erretten. Dieser Wille beherrschte mich, als ich in dem düsteren Quartier der Großstadt eine Mansarde mietete.

Da wies mich das Schicksal auf die Erforschungsmöglichkeiten der übersinnlichen Welten. Von nun an waren meine Tage, von früh bis spät und tief in die Nächte hinein, dem Studium und der Prüfung gewidmet. Lernen und erproben aber ließen sich solche Erfahrungen nur am Leben.

Die nächste Epoche war die der allmählichen Läuterung dessen, was ich aus den Unterwelten aufgenommen hatte. Ich durchwanderte nun nicht mehr nur die Straßen der Laster, sondern auch die Seelenbezirke, die an ihnen erwachten. Mein Erlösungswille steigerte sich ins Ungemessene.

Die Begegnungen mit den Menschen, unter denen Heilige und Verbrecher waren, machten mir, da ich mich tiefer in sie versenkte, bald heiß, bald kalt. Ich ging fiebrig und fröstelnd von ihnen weg. Aus den alltäglichsten Gesprächen ergaben sich die subtilsten Konflikte: Gewissenskrupel, Reue, Verzicht.

Aber im Maße, wie ich mir das innere Gleichgewicht zwischen Sympathie und Antipathie, Liebe und Haß, Mitleid und Abscheu errang, gelangte ich zu Wesensblicken in den höheren Menschen, der dem Tod nicht unterlag und an dessen Schicksal die Gestorbenen teilnahmen.

Oft suchte ich die Toten in den Leichenhallen auf, wo sie vor dem Begräbnis oder der Kremation aufgebahrt lagen, und suchte mir ihre letzten Stunden zu vergegenwärtigen. In den Nächten, die folgten, begleitete ich sie auf ihrem Lebensweg, wie mir dieser aus den Nekrologen bekanntgeworden war, bis zur Geburt zurück. Ich suchte zu einer Anschauung ihres Erinnerungstableaus zu kommen. Ich nahm teil an den Verheißungen und den Sühnen, die sich aus ihren Taten ergaben, aber immer nach göttlichen und nie nach irdischen Urteilen, indem ich mir jeden richterlichen Gedanken versagte, was ich nur vermochte, wenn ich mein eigenes Leben richtete, bis ich mit Gewißheit fühlte: jetzt sprach in mir der leibbefreite Geist.»

Dieser Text aus den späten Jahren des Dichters verdeutlicht, wie die «Schockerlebnisse der Selbsterkenntnis um das zwanzigste Lebensjahr herum» sein ganzes Denken, Fühlen und Handeln wesentlich mitbestimmt haben.

Im Kapitel «Fragmente des Lebens» im selben Buch⁷ beleuchtet er einen anderen Aspekt dieser Tatsache:

«Ich suche nach den Menschen, lebenden und gestorbenen, von denen ich lernen, die ich lieben und verstehen kann, die mich beglücken und die ich selber auch beglücken darf, nach den «Brüdern der Vorzeit», den geschichtlichen Vorbildern, den göttlichen

⁷ ibid. S.67.

Hierarchien. [...]

Durch die Imagination erfahre ich, was ich aus dem Leben vor der Geburt herüberbringe, durch die Intuition, was ich von dem Dasein nach dem Tode hereinhole. Und die Gegenwart inspiriert mich jederzeit, der Gott-Natur wert zu werden.»

Im Tagebuch vom 1. August 1922 heisst es dazu:

«Es sollte wie von selbst verständlich sein, dass es Gemeinschaften von Menschen nur geben kann, wenn Tote darunter sind. Jede Familie, jede Vereinigung, jede Versammlung sollte Toten das Bürgerrecht unter ihnen verleihen. Das ist jedoch nur möglich, indem man sie bewirbt; und bewirten kann man sie nur durch Geist. (Oder dächte denn jemand, dass Shakespeare oder Goethe nur eine Sekunde bei geistlosen Menschen verbringen möchte?)»

«Eines der beglückendsten Erlebnisse ist es, einem Verstorbenen im Geiste zu begegnen.»

Kehren wir nochmals in die Berliner Zeit zurück. Anfangs April 1907, also nach dem Viergetiererlebnis und nachdem er den ersten Vortrag von Rudolf Steiner gehört hatte, bedrängten ihn die übersinnlichen Erlebnisse in stärkster Weise. Im Werk finden sich verschiedene Hinweise darauf.⁸ Unmittelbarer wirkt aber die Schilderung in einer maschinenschriftlichen Aufzeichnung, die in direktem Zusammenhang mit seiner Freundschaft zu Else von Carlberg steht:

«Diese erschreckenden schlaflosen Nächte kamen immer wieder, als wollten sie ihn warnen. Sie waren die Ursache, daß er über Gott nachdachte. Sie sprachen auch über die wahre Liebe. Über den höheren Menschen. Aber er begriff die Sprache dieser Nächte nicht von Anfang an. Er mußte sie erst lernen. Und niemand unterwies ihn in der Entzifferung.

Es geschah, daß er der Freundin einen Brief schrieb, worin er sich anklagte und um ihre Hilfe bat. Er deutete an, daß er nicht mehr mit sich allein leben konnte. Er sagte, daß er innerlich zu Grunde ginge.

In der Nacht, nachdem er diese Zeilen abgeschickt hatte, war es ihm, als käme etwas mit dem Nachtwind herein gebraust (es war aber stille Sternennacht). Es schien ihm, als ob ein ganzes Volk in diesem Ansturm wäre. Ein Volk das ihn durchbrauste. Er zwang sich furchtlos zu sein. Aber er konnte dieses Grauen nur dadurch ertragen, daß er sagte: Ich sterbe jetzt und muß das Sterben ertragen. Es war nicht ein körperlicher Schmerz. Aber er trat mit der gleichen Vehemenz auf, wie ein solcher. Es war ein ganz unermeßliches Entsetzen. Und schrecklicher als der Tod. Denn er spürte, er war schon jenseits der Todesschwelle und hatte dort noch einen anderen Tod zu tragen. Den Tod von der ganzen Menschheit, denn eine Stimme schrie: Das Volk wird untergehen.

Als er sich losgelassen fühlte, fühlte er sich seltsamer Weise frisch. Keinen Augenblick war sein Bewußtsein herabgemindert gewesen. Er hatte, trotz des Orkans, alles ruhig überschaut. Das Zimmer war deutlich vor ihm gewesen. Und es war schon heller Morgen gewesen, so daß er alles darin hatte unterscheiden können.»

Er fragt sich, ob er zu einem Arzt, zu einem Psychiater gehen solle, was er dann nicht tut. Vielmehr stellt er sich die Frage, warum denn dieses Volk zugrunde gehen musste:

«Es war gar nicht anders möglich, als daß es mit den jetzigen Gedanken,

⁸ Vgl. z.B. «Aus Georg Archibalds Lebenslauf und nachgelassenen Schriften, Dornach 1950, S. 209ff.

Wissenschaften, Wirtschaftsleben, Gesinnungen, Geschäften weiter leben konnte. Ja, er sah, daß er der einzige Mensch war, der die Lügen der Zivilisation durchschaute. Und er wußte, er würde niemals wahnsinnig werden. Aber andere waren es geworden, weil sie dieses Erlebnis nicht gehabt hatten und so vom Schmerz und dem Zwiespalt überwältigt worden waren. Für ihn gab es von diesem Tage [an] keinen Zweifel mehr, daß die Welt zu Grunde ging, und daß er die Aufgabe hatte, ein Heilmittel zu suchen und zu verkünden.»

Es ist nicht zuviel gesagt, dass Albert Steffen bei diesem Erleben, das ihn – wie er sagt – über die Todesschwelle geführt hatte, seine Lebensaufgabe fand. Er stand damals im 22. Lebensjahr.

Auch gegen Ende der äusseren Beziehung zu Else von Carlberg steht ein Todeserlebnis. In den erwähnten Aufzeichnungen zu dieser Beziehung schildert Steffen dieses Erlebnis mit folgenden Worten:

«Einmal sassen sie unter einem alten Baume, Schulter an Schulter geneigt und da sie von der Wanderung müde waren, schiefen sie ein. Da kam das Erlebnis furchtbarer als je aus ihm. In dem Baume, so war ihm, hauste ein Wesen, das aus dem Tode zusammengesetzt war, das aus der Rinde hervordrang und ihn ergriff und bis ins Mark erfaßte. Alles, was du erlebst an Liebe, das ist dem Tod verfallen, das geht zu Grunde, das Entsetzen erfaßte ihn umso mehr als er spürte, jetzt wurde auch alles, was ihm die Freundin gegeben hatte, und das war ihre Seele, durchrüttelt und dem Tod geweiht. Sie wurde, insofern er sie in seiner Seele trug, vom Tode erfaßt. Mit Müh und Not riß er die Augen auf und sah die Blicke seiner Freundin entsetzt auf sich gerichtet.

Was ist geschehen.

Welch entsetzlicher Traum, rief sie. Mir war als käme ein Toter aus dem Baum und wollte mich vernichten. Sie hatte dasselbe geträumt. Von diesem Tage an war sie sehr scheu. Und ohne dass sie ein Wort darüber sagten, hielten sie sich zurück und reichten sich die Lippen nur flüchtig. Es war, als ob sie von diesem Tage an nur noch geschwisterlich für einander fühlten.»⁹

Eine andere Freundschaft muss in unserem Zusammenhang ebenfalls erwähnt werden, jene mit Kurt Wernly, die auf die Gymnasialzeit in Bern zurückgeht. Nach Ende der Schulzeit, im November 1905, erkrankte Wernly an Knochentuberkulose, an welcher er im Februar 1909, nach einer Operation und verschiedenen Kuraufenthalten, auch starb.¹⁰

Aus einem Gespräch Steffens mit dem bekannten späteren Archäologen Ernst Buschor wird deutlich, dass er die Ursache der Krankheit in der Lebensweise während der Schulzeit suchte. Er sagt dort, «dass wenn man Kurt Wernly [...] ernster begegnet wäre, sein Geist die Krankheit überwunden hätte. Wir hatten damals alle eine etwas verbrecherische Art, wir andern kamen darüber hinweg, er nicht, auch wir waren nahe dem Tod oder dem Selbstmord, aber unsere Konstitution war eben stärker.» Ein Schwellenerlebnis also auch hier!

Vielleicht war dieses Schuldgefühl eine der Ursachen, dass Albert Steffen versuchte, seinem Freund aufzuzeigen, wie auch eine Krankheit fruchtbar gemacht werden kann, wenn man sie bewusst erlebt und sein Leben trotz des Krankseins bis in die täglichen

⁹ Vgl. *ibid.* S. 217ff.

¹⁰ Vgl. Hinweise und Studien zum Lebenswerk von Albert Steffen, Heft 2/3, Dornach 1987, S.21ff.

Verrichtungen bewusst gestaltet. Dieser Jugendfreund war aber wohl auch der erste Mensch, den Steffen über den Tod hinaus begleitete. In einem Gespräch mit einem Bekannten über den verstorbenen Freund äusserte er sich, «dass der Tod für mich keine Bedeutung hat.» Gemeint ist natürlich, dass er kein Hindernis ist. Und am 29. September 1911 schreibt er ins Tagebuch:

«Man muss die Menschen, die man einmal kennen gelernt hat, deren Jugend, deren Leiden, deren Möglichkeiten einem klar geworden sind, nicht mehr preisgeben. Man findet nichts mehr, auf dem man zum Nutzen der Welt, zum eigenen Nutzen, besser weiterbauen könnte. Und den Göttern Dank, ich habe unter Lebenden und Toten solche Freunde.»

In Träumen begegnete ihm Kurt Wernly während Jahren immer wieder. So heisst es am 3. Juli 1913 im Tagebuch:

«In der Nacht habe ich einen sehr schönen Traum von Kurt Wernly. Ich finde ihn auf einem Berge. Wir umarmen uns in eigentümlicher Rührung. Er gibt mir ein Manuscript mit. / Dann steige ich mit andern Menschen hinab. Es treten uns eigenartige Tiere friedlich entgegen. Es scheinen mir Adler zu sein, die nach Art vierfüssiger Tiere schreiten.»

Wie eine «Kleine Mythe» ist diese Eintragung, die Steffen ins «Merkbuch» übernommen hat, wo es ergänzend heisst:

«Wie ich, Abschied von ihm nehmend, den Abhang hinuntersteige, begegne ich einem Wesen mit einem Adlerhaupt.

Von dem muss ich das Totenbuch entziffern lernen.»¹¹

Und schliesslich heisst es am 30. Januar 1918 im Tagebuch:

«Nach langer Zeit der Trennung kommen wir uns wieder näher. Der Krieg hatte eine dicke Schicht der Lüge, der Entfremdung, der moralischen oder unmoralischen Scharlatanerie zwischen Lebende und Tote gelegt.

Ein zäher Nebel lag zwischen Diesseits und Jenseits. Jetzt aber föhl ich die ersten Freundschaftserinnerungen wiederum.

Er soll nun bei mir sein. Ich weiß, es ist ein Opfer für ihn. Und es darf nur gebracht werden, wenn es in mir zur Tat wird. Ich will seine Inspirationen empfangen. Er hat sich (durch sein Leben) das Recht erworben zu der Mission, auf die Lebenden zu wirken. Zu was wäre sonst unsere Freundschaft gewesen?

Von mir aus soll alles geschehen, um ihm nahe zu sein.

Der Tag, da Kurt Wernly mit Eise von Carlberg bekannt wurde, war sehr wichtig. Eise von Carlberg ist es, die mir Eingang in das Leben schaffte. Kurt Wernly in das Leben nach dem Tod. Er muß den Menschen kennen, der mir der wichtigste ist. Und es ist gut, dass er ihn in München kennen lernte.»

Kurt Wernly steht am Anfang von Steffens bewusster Begleitung ihm Nahestehender über die Schwelle. In der Lebensmitte wird dasselbe in noch intensiverer Weise für Felizitas Stückgold gelten, am Ende des Lebens für Elisabeth Steffen.

Als «Okulare in den Himmel» hat der Dichter die von ihm selbst schon veröffentlichten Texte bezeichnet, in denen er von seinen Begegnungen mit der verstorbenen Gattin spricht.

¹¹Merkbuch, 2. Aufl. Dornach 1982, S. 161f.

Gedichte gehören ebenso dazu, wie die von Elisabeth mit bewirkten Naturbeobachtungen, die ihm «Tore zu der geistigen Welt», zu Vergangenheit und Zukunft sind. Aber auch die Texte, die Elisabeths Autobiographie «Selbstgewähltes Schicksal» fortsetzen, sieht der Dichter in diesem Sinne. Sie seien nur möglich geworden «durch die Zusammenarbeit von ihr und mir, ihrem jenseitig und meinem diesseitig verweilenden Wesen».¹²

Die Tagebucheintragungen aus den zwei Jahren zwischen Elisabeths Tod und jenem von Albert Steffen selbst, die wir seinerzeit in dieser Zeitschrift «Hinweise und Studien aus dem Lebenswerk von Albert Steffen» veröffentlicht haben¹³, sind reich an Hinweisen auf diese Geisteszusammenarbeit über die Schwelle.

Am 24. Mai 1962 notiert er z.B., dass drei Aufgaben, die er dem Sterben abringen will, ohne Elisabeth als Helferin nicht erfüllen könnte. Darunter befindet sich auch eine «Biographie der Ichheit zwischen Tod und Neugeburt».

Die Verbindungen mit Verstorbenen beschränken sich natürlich nicht auf diese unmittelbar mit Steffen verbundenen Menschen. Zwischen Jugend und Alter stehen viele weitere Geistbegleitungen über die Schwelle. Dazu gehören auch die ungezählten Ansprachen an Kremationsfeiern und die Nachrufe und Totengedenken in der Wochenschrift. Manche davon hat Hans Brons in dem postum erschienenen Band «Geistesschulung und Gemeinschaftsbildung» abgedruckt.¹⁴ Namentlich begegnen wir hier u.a. Ernst Uehli, Carl Unger, Michael Bauer, Emil Molt, Friedrich Rittelmeyer, Mathilde Scholl und Louis Locher-Ernst, um nur einige zu nennen.

Im selben Band findet sich auch der Wiederabdruck eines Aufsatzes aus den «Begegnungen mit Rudolf Steiner» mit der Überschrift «Über das Verhältnis zu den Toten». Hier weist Steffen darauf hin, dass der Zusammenhang zwischen Lebenden und Toten früher gefühlsdurchsättigter und schicksalsinniger war, aber unfrei blieb, an das Blut und atavistisches Hellsehen gebunden war, heute dagegen die Gefahr bestehe, dass die Menschen, die keinen Zugang zur geistigen Welt haben, die Abgeschiedenen schnell aus dem Gedächtnis verlieren, so dass diese der Seelennahrung, die ihnen die Lebenden geben sollten, entbehren würden.

«Eine Verbindung, die wirklichkeitsgemäss und deshalb fruchtbar ist, wird erst wiederum möglich werden, wenn man sich lebendige Begriffe von den übersinnlichen Welten, in denen die Toten verweilen, erwirbt.»

Steffen macht auch auf die Aussage von Rudolf Steiner aufmerksam, dass die Menschen durch den Unglauben an das Leben der Toten immer mehr in Seelenkrankheiten hineingetrieben würden. Er hebt aber auch hervor, dass eine «bewusste Verbindung mit den Abgeschiedenen zu suchen und aufrechtzuerhalten», vollkommen der menschlichen Freiheit anheimgestellt ist: «Nichts, weder von aussen noch von innen, nötigt dazu. Es ist die reinste Liebestat.»

«Jedermann, der frei geworden ist, aber nicht weiß, wie er diese Freiheit anwenden soll [...] vermag auf alle Falle [...] die Toten auf ihrem Schicksalsweg durch den geistig-seelischen Kosmos mit helfenden Geist-Erkenntnissen zu begleiten, die er sich durch

¹² Elisabeth Steffen, Selbstgewähltes Schicksal, 2. Aufl. Dornach 1978.

¹³ «Hinweise und Studien aus dem Lebenswerk von Albert Steffen», Hefte 14/15 und 16/17, Dornach 1996/1997.

¹⁴ Dornach 1974.

innere Arbeit errungen hat und fortwährend vermehren kann. Indem er derart eines Gestorbenen gedenkt (wobei ihn nur die Liebe nicht ermatten läßt), wendet er sich nicht mehr an den Erdbewohner, der an den Leib gefesselt war, sondern an den Weltallmenschen. Dieser ist jetzt liebenswerter als jener, und mehr als je gilt es, sich auch seine Liebe zu erhalten.»

Es gibt auch Stellen, wo Steffen die Beziehung zwischen Lebenden und Verstorbenen von der anderen Seite, von den Verstorbenen her betrachtet. So schreibt er 1952 im Goetheanum: «Die Gemeinschaft der Menschen, von welcher Rudolf Steiner in seiner letzten Ansprache (am 28. September 1924) gesprochen hat und deren Ziel darin besteht, die Wirklichkeit des Geistes nicht nur zu wissen, sondern auch zu leben, existiert schon unter den Gestorbenen, Es können die Lebenden in sie aufgenommen werden, wenn sie den Gesetzmäßigkeiten der übersinnlichen Welten folgen. Da herrscht eine andere Kausalität als die in den Naturreichen, nämlich die des Schicksals. Menschen, die ihr Lehren danach richten, werden der Grundstock einer solchen Gemeinschaft sein.»¹⁵

Werfen wir nach diesen biographischen Hinweisen kurz einen Blick auf das künstlerische Schaffen von Steffen. Dass sich sein besonderes Verhältnis zu den Verstorbenen auch dort niedergeschlagen hat, ist selbstverständlich. Unter den «Kleinen Mythen», den Gedichten und Aquarellen finden sich viele entsprechende Beispiele. Da in den anderen Aufsätzen dieses Heftes darauf eingegangen wird, hier nur einige Hinweise auf die Dramen. Mehrfach führt in ihnen die Handlung über den Tod hinaus oder wird ein Geschehen nach dem Tode wenigstens angedeutet. Schon im «Viergetier»-Drama lässt er Grossmann, den Verbrecher, der jedes nachtodliche Leben abgeleugnet hat, am Schluss vor Christus stehen.

Markantestes Beispiel ist aber das Schauspiel «Karoline von Günderrode»¹⁶, wo er der Dichterin der Goethezeit, die in ihrer Verzweiflung über die zwischenmenschlichen Beziehungen, in die sie hineingestellt war, Selbstmord machte, und die Steffen im Drama über die Todesschwelle hinausführt, wobei er ihr nicht nur die Vergangenheit deutet, sondern auch einen Weg in die Zukunft zeigt.

Und im Schauspiel «Lin»¹⁷ steht am Ende der Lebensschilderung von Lin der Hinweis auf eine zukünftige Aufgabe in einer neuen Inkarnation. Hier ist es die verstorbene Gattin Rahda, die ihm diese Zukunftsschau aus dem Jenseits vermittelt.

In «Alexanders Wandlung»¹⁸ beginnt das Drama gar mit dem Tod des Helden und schreitet dann fort durch das Leben zwischen Tod und Geburt bis zur Wiedergeburt in der Gegenwart.

Teilweise gestützt auf Äusserungen von Rudolf Steiner über den verstorbenen Generalstabschef Moltke bezieht Steffen auch im Drama «Der Chef des Generalstabs»¹⁹ dessen nachtodliches Leben mit ein.

In all diesen Fällen zeigt sich deutlich, wie die Tatsache, dass der Mensch durch Tode und Geburten hindurchgeht, dass Verstorbene neben uns gehen und mit uns verbunden bleiben, Konsequenzen auch für die dramatische Kunst haben muss. Für all jene Menschen, die ein

¹⁵ «Das Goetheanum», 31.Jg. Nr. 50, S.394.

¹⁶ 3. Aufl. Dornach 1976.

¹⁷ Dornach 1957.

¹⁸ 2. Aufl. Dornach 1957.

¹⁹ 3. Aufl. Dornach 1984.

nachtodliches Leben und gar die Wiedergeburt nicht anerkennen können, ist dadurch der Zugang zu diesen Dramen natürlich sehr erschwert. Und nur am Rande sei erwähnt, dass solches im Drama dargestelltes Geschehen bei Aufführungen auch neuartige Anforderungen an Regisseure und Schauspieler stellt, welche dieses Geschehen glaubhaft darstellen müssen, vergleichbar den Mysteriendramen Rudolf Steiners.

Lassen Sie mich mit einem Zitat wenigstens andeuten, dass für Albert Steffen die Verbindung mit den Verstorbenen auch für das Gemeinschaftserleben innerhalb der Anthroposophischen Gesellschaft von grosser Bedeutung war. Im **Goetheanum** schreibt er 1953:

«Was anfänglich Ahnung gewesen war, wurde dem Erkenntnis-Suchenden nach und nach Gewissheit: dass er zu einer Gemeinschaft gehörte, die nicht nur irdischen Bestand besaß, in welche man als mündiger Mensch durch seine Eintrittserklärung aufgenommen wurde, sondern die sich im Geist begründet erwies und an der schon Gestorbene und noch Ungeborene teilhatten, und mit ihnen Wesenheiten überirdischer Bereiche. Er empfand zunächst und erkannte hierauf, dass die Toten an allem, was die Lebenden taten, mitwirkten und sich demgemäß auf ein kommendes Erdendasein vorbereiteten. Die nächste Generation sah auf die jetzige hinunter.»

In «Georg Archibald» wird dieser Blick in die Zukunft und auf die nächste Inkarnation in folgenden Worten noch deutlicher:

«Ein Mann wird alt, älter als alle seine Freunde, die dahin sterben. Er trägt als einziger ihre mannigfaltigen Schicksale in sich.

Was soll er mit diesem Wissen beginnen? Wer hört ihm noch zu?

Aber je mehr er verstummt, um so mehr fangen die Toten zu sprechen an. Und er erfährt noch mehr als was er im Leben von ihnen gehört: Ihr Schicksal nach dem Tode.

Er schaut die umfassenden Gemälde ihres Lebens.

Ihre Läuterung.

Den Wiederaufbau ihrer Leiblichkeit, der vorgebildet wird in den geistigen Welten.

Er schafft sich selber einen Totenkultus.

Und so erblickt er sich schon als Lebender im Kreise der Gestorbenen, die sich vorbereiten für das neue Leben und ihm ihren Entwurf, von den Göttern eingesehen und korrigiert, mitteilen.

Er schaut im Geist die Wandlung der Erde, woran sie mitarbeiten.

Und jetzt, da er das Wahrgenommene in einzelnen Musterbildern gestaltet hat, darf er selber sterben und dorthin gehen, wo er mitzuhelfen vermag, wo er an sich und anderen bauen kann.»